



# Der Staatssekretär, der nach einer Revolution verlangt

Bruno Le Maire,  
Literat und Sarkozys  
Staatssekretär für Euro-  
pa, fürchtet, dass uns  
die Zeit davonläuft. Er  
will in den deutsch-fran-  
zösischen Beziehungen  
eine neue Stufe zünden

NILS MINKMAR

Es gibt in der zeitgenössischen Literatur kein schöneres und härteres Buch über die Spitzenpolitik als Bruno Le Maires 2007 erschienenes „Des Hommes d'Etat“. Dort werden drei Männer des Staates porträtiert: Jacques Chirac, der wie ein hundertjähriges Krokodil permanent zu dösen scheint und doch Furcht und Schrecken verbreitet; Dominique de Villepin, der glücklose Premierminister, dessen Amtszeit in Massendemos und Skandalen untergeht, sowie der verhaltensauffällige, ewig simsende, von tiefen Ängsten heimgesuchte Innenminister Nicolas Sarkozy.

Der wahre Protagonist ist allerdings der Autor selbst, der von Januar 2005 bis Mai 2007 Villepins Büroleiter war. Seine Aufzeichnungen sind ein literarisch hochwertiges Protokoll des angekündigten, unaufhaltsamen, brutalen Scheiterns, das nicht nur in seiner politischen Dimension geschildert wird, sondern auch in seinen Auswirkungen auf die private Welt, auf die Familie, die Gedanken und die Träume. Die beiden kleinen Söhne spielen eine wichtige Rolle. Kein Leser wird den Eintrag aus den Sommerferien in Kanada vergessen: Am Tag nach der Ankunft paddelt der ausgebrannte, völlig übermüdete Le Maire mit seinem dreijährigen Sohn Adrien im Kanu auf den See hinaus. Er taucht vom Boot aus ein, das Kind will auch. Vom Wasser aus hilft er seinem Sohn aus der Schwimmweste und hebt ihn über die Kanuwand, aber wegen der Sonnenmilch entgleitet ihm das Kind, dessen „weißes Gesicht mit dem Ausdruck völligen Erstaunens wie ein Bleigewicht im tiefschwarzen

Wasser versinkt“. Irgendwie packt er seinen Sohn dann doch noch, irgendwo, hievt ihn panisch zurück ins Kanu und kann beim Zurückpaddeln gar nicht fassen, „was mir durch den Sinn ging, als ich erst wenige Minuten zuvor mit dem Leben meines Sohnes Kopf oder Zahl spielte“.

Nach der Rücknahme seiner Arbeitsmarktreformen ist Villepin, der auch gern Präsident geworden wäre, erledigt. Sarkozy besucht den „öffentlich verblutenden“ Rivalen, spart sich aber jeden Triumph, sitzt nur da und flüstert: „Politik ist schrecklich. Schrecklich.“ Villepin ist heute nur noch als Angeklagter in den Nachrichten. Und sein Mann Le Maire?

Schüttelt Hände. Vorgestern war er in Nürnberg, auf einem sogenannten französischen Markt. Le Maire ist jetzt Sarkozys Staatssekretär für Europa sowie Beauftragter für die deutsch-französischen Beziehungen. Günter Gloser, der denselben Job im Außenamt macht, ist außerdem noch König von Nürnberg. So verschlägt es Le Maire nach Franken. Er besucht einen Stand, an dem ein Landsmann Eselswurst und Pâté anbietet. Mit seinen v-förmig ausweisenden Füßen fest vor der Kühlvitrine verankert, reckt der Staatssekretär seinen langen Hals hinüber zum Händler, wie eine Figur von Sempé. Der vierschrotige Würstverkäufer schnautz ihn prompt wegen irgendeiner lebensmittelrechtlichen Bestimmung an und erklärt: „Sag das deinem Chef, dem Nicolas!“ Le Maire zeigt eine unverwüstliche Benutzeroberfläche „Das werde ich, Monsieur. Ich werde dem Präsidenten Ihre Botschaft übermitteln.“

## Elementare Gewalt

Etwas weiter steht eine Frau mit einer Drehorgel, die selbstgetextete Chansons schmettert. Le Maires Pressechef, ein raffinierter junger Mann im Paul-Smith-Anzug, kann seinen Blick nicht abwenden, man weiß nicht, ob aus Rührung oder Horror. So eine Reise in die fränkische Metropolregion ist keine Selbstverständlichkeit für eine

Truppe aus Paris, der es an Selbstbewusstsein nicht mangelt. Außerlich jedenfalls.

Im Gespräch ist der Literat im diplomatischen Dienst von derselben existentiellen Unsicherheit, die auch seine Bücher kennzeichnet. „Wir haben ja nur noch Politik, um die Gesellschaft zusammenzuhalten.“ Das sei wenig genug. In seinem Wahlkreis gebe es eine Fabrik mit 1600 Beschäftigten, von denen jetzt achthundert entlassen werden. „Die habe ich jetzt schon oft besucht. Es ist hart. Da steht immer die Möglichkeit eines Gewaltausbruchs im Raum. Elementare Gewalt. Wenn einer alles verloren hat, dann hat er eben auch nichts mehr zu verlieren.“

In „Des Hommes d'Etat“ schildert er den Fall eines befreundeten Polizisten, der ihn eines Tages anruft. Er sei zusammengeschlagen worden, ohne Grund, „du bist ein Flic, ein Bulle, also schlagen wir dich“. Der Ordnungshüter resigniert: „Ihr Politiker bemüht euch, den Laden zusammenhalten, aber es ist längst zu spät. Die Sache ist von innen her verrottet.“

Ob er manchmal an die Worte des Polizisten denken müsse? „Oft. Ich besuche regelmäßig soziale Brennpunkte, in denen die Arbeitslosigkeit fünfzig Prozent beträgt. Wir haben ihnen im Grunde nicht viel anzubieten. Wenn dort Unruhen ausbrechen, sind die nicht mehr aufzuhalten.“

Wir sitzen auf einer Parkbank vor dem Flughafen Nürnberg. Seit Stunden haben Gewitterwolken über der alten Reichsstadt angehen. Die Wagenkolonne steht, weil es ein Problem mit den Zuständigkeiten für die Erteilung des Vorfahrtrechts auf das Rollfeld gab. Zum ersten Mal an diesem Tag ein ungeplanter Moment. Le Maire ist geradezu auf diese Parkbank geflohen. Die Dinge, scheint er sagen zu wollen, stehen so, dass es eigentlich nur noch aufwärts gehen kann.

Er ist in diesem Jahr vierzig geworden. Es gibt nicht viele, die seinen Beruf machen. Weil er schwer ist, aber auch, weil er nicht erstrebenswert erscheint. Denn es gibt ja

nicht nur Hilfe und gute Gespräche. Es gibt ja auch Auftritte wie den vom vergangenen Sonntag in Berlin. Da hatte die Junge Union im Sony-Center einen Gipfel mit Merkel und Sarkozy veranstaltet. Es war ein höllischer Politzirkus mit Fähnchen und einem grauenhaften Kulturprogramm. Als die Ankunft des Präsidenten durchgesagt wurde, sprang eine Französin von der Sarkozy-Partei auf der Bühne auf und ab, außer sich vor Glück, als wäre ihr Idol aus jahrelanger Verschleppung zurückgekehrt. Aber das war ja auch Berlin, hier fällt sein Name nicht alle fünfzehn Sekunden in den Medien, da hatte sie vielleicht Entzugserscheinungen.

Beim Einzug von Kanzlerin und Präsident stand noch eine Sängerin im aufwendig verknappten Mini auf der Nebenbühne, beide mussten unter ihr vorbei und also beim Vorübergehen sofort den Kopf abwenden, um kein Fotomotiv zu bieten, auf dem sie der Dame exakt unter den Rock schauen. Das halbe französische Kabinett saß auch auf der Bühne. Le Maire sah zu, wie sich sein Chef in einem rhetorischen Rumgefuchtel verlor, sich auf ferne Jahrestage von historischen Jubiläen bezog: Heute vor zwanzig Jahren jährte es sich zum zehnten Mal, dass . . . Er machte kurze, abgehackte Sätze, als würde er vor Schädeltraumapatienten sprechen, und die zischte er auch noch. Frankreich liebt Deutschland. Und so weiter. Dann sprach er sofort von den wirklich wichtigen Dingen, nämlich von ihm selbst. Und seinem Verhältnis zu Angela.

## Die Schuldfrage

Entweder die ganz große Geschich-

te oder die Fragen von Mögen oder Nichtmögen, zwischen diesen beiden Polen wechselt die Rede über Deutschland und Frankreich. Beides kommt in dem in Paris so oft gebrauchten Ausdruck vom *couple franco-allemand* zusammen, dem alten Ehepaar. Während des Besuchs in Nürnberg stöhnt Bruno Le Maire auf, wenn davon die Rede ist, wieder und wieder bemerkt er, dass er den Begriff nicht mag. Ehepaar, vierzig Jahre, da ist man in Frankreich ganz schnell auf einer schlüpfrigen Ebene, und dann ist es ganz aus.

Bruno Le Maire möchte das gerne anders machen. Sein Anspruch an das deutsch-französische Verhältnis ist außerordentlich hoch, an alles andere übrigens auch. Als er fünfzehn war, schenkte ihm sein Vater Karl Jaspers „Die Schuldfrage“, auf Deutsch. Seitdem hat Deutschland ihn nicht losgelassen.

Er sieht auch nicht ein, weshalb Deutsche und Franzosen englisch miteinander sprechen sollten. Er hält seine Reden hier auf Deutsch. Die Schulklasse des Nürnberger Hans-Sachs-Gymnasiums langweilt er nicht mit de Gaulle und Adenauer, er kommt ihnen, als der überzeugte Obama-Anhänger, der er ist, gleich mit der „Dringlichkeit des Augenblicks“, mit Krise und Klimaerwärmung, und stellt fest, dass außer Deutschland und Frankreich kaum jemand wirklich Interesse daran habe, nachhaltig zu wirtschaften.

Am Abend tritt er im Rathausfestsaal zu Nürnberg ans Pult, um vor der örtlichen Europa-Union eine Rede zu halten. Reden zum deutsch-französischen Verhältnis gehören zu den zuverlässigsten unter den nichtverschreibungspflichti-

gen Narkotika, es ist also nicht ganz einfach. Le Maire fängt den historischen Teil nicht mit der Nachkriegszeit an, sondern mit der Bewunderung der Deutschen für die Revolution 1789. Es ist eine kenntnisreiche, präzise Rede, die mit den Ülichkeiten des Genres bricht. „Beim Thema Aussöhnung“, bemerkt er, „werden wir keine Fortschritte mehr erzielen. Sie ist bereits vollendet.“ Statt die bekannte Geschichte von Kriegen und erfolgter Befriedung zu erzählen, ruft er zu verschärfter Anstrengung auf. Dabei schwingt auch Kritik an den Vorgängern mit: Zu lange habe man das deutsch-französische Verhältnis als Spiegel genutzt, um sich selbst zu versichern, wie gut doch alles sei. Nun solle man doch was draus machen, sich völlig neue globale Aufgaben stellen, weit in die Welt schauen und in die ferne Zukunft. Die Krise sei die Stunde neuer Ambitionen: „Wir brauchen eine intellektuelle Revolution.“

Die Rede ist ein voller Erfolg, die Damen im Saal reden aufgeregt auf ihre Begleiter ein. Danach spielt eine Band mit großen schwarzen Hüten bulgarischen Sinti-Jazz, dessen Melodien wiederum arabisch klingen, es könnte auch Bauchtanz dazu geben. Der französische Journalist neben mir ist einigermaßen verblüfft: „Nach einer Ministerrede? In Paris undenkbar.“

Genau deswegen kann Bruno Le Maire den Blick nicht von der Band lassen, als würde die ondulierende Flüchtigkeit dieser Musik seine persönliche und politische Schwerkraft erleichtern, klatscht er jedes einzelne Stück begeistert mit.